



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kemmer, Ludwig: Schulhaß und Heeresscheu

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gar noch eine größere gewesen sein würde, müßte erst noch erbracht werden. Ist dem Sachsen unter solchen Umständen noch etwas zu wünschen, so ist es nur das eine, daß er, der sich sonst auf allen Gebieten als ein justus propositique tenax vir bewährt hat, für die Zukunft, gestützt auf seine mannigfachen Vorzüge, mehr Gewicht auf die Ausbildung vaterländischen Empfindens wie des Gefühls für vaterländische Würde legt und sich dadurch nach außen wie nach innen die Achtung und die Anerkennung sichert, die ihm nicht überall willig gewährt wird, auf die er aber in hohem Maße Anspruch erheben kann.



## Schulhaß und Heerescheu

Von Ludwig Kemmer in München



Im Eingange des fränkischen Gymnasiums, dessen lange Klostersgänge ich mit dem Eifer des Sextaners, dem Phlegma des Tertianers und der Würde des Primaners durchmessen habe, standen zwei hohe Nußbäume. Oft sah ich als Volksschüler zu, wie sich in ihrem Schatten, den nur der alte Pedell zu schätzen wußte, Sextaner und Quintaner, die damals Respektspersonen für mich waren, ihrer Würde vergessend um die gefallnen Früchte balgten, wenn sich nach den Spätsommerferien die Schüler wieder aus dem Lande der Franken zusammengefunden hatten. Die schönen Bäume fielen vor meiner Gymnasialzeit, nur mein ältrer Bruder hat noch in ihrem Schatten gespielt. Aber ich dachte als Lateiner oft an sie, sie sind mir lieb geworden, als sie längst gefallen waren, und heute grünen und rauschen sie mir in der Erinnerung als das Sinnbild einer Poesie der Schule, die schon meiner Schulzeit fremd war, der Schule der Gegenwart aber noch ferner liegt als der Schule meiner Jugend.

Über den düstersten Fichtenwald breitet die Luft einen blauen Schleier, während man von ihm wegwandert. Warum liegt für viele Menschen die Schule dunkel, mißfarben in der Ferne der Jugendzeit, so oft sie von ihrem Wege zurückschauen? Besser, als mir lieb ist, weiß ich, was diese Menschen empfinden. Auf meine Jugend haben die Schulhäuser schwere Schatten geworfen, sodaß der Sonnenschein, der über jeder, auch über einer armen Jugend liegen soll, bis auf wenige unverwüßtliche Fleckchen in den tiefsten, heimlichsten Winkeln des Vaterhauses erstarb.

Trozdem schaue ich oft auf meine Schulzeit zurück. Dann werden alle Gefühle und Stimmungen wieder wach, die das Herz des Kindes und des Jünglings bewegt haben. Aus den Schmerzen des primulus omnium, der um seinen Platz besorgt war, und aus der Unruhe des Primaners, der von häuslichen Sorgen in der Pflege einer künstlerischen Anlage aufatmen wollte, aber durch Schul Sorgen immer wieder zu der Beschäftigung mit Unterrichtsfächern, für die er nicht begabt war, gezwungen wurde, schöpfe ich seit vierzehn Jahren in pädagogischen Fragen Rat. Dadurch bin ich vielleicht nicht vor irrender Milde, sicher aber vor verbitternder Härte bewahrt worden.

Ich bin nie gern in die Schule gegangen. Am liebsten noch in die Volksschule. Aber da quälte mich die Sorge um den ersten Platz, auf den mich geistige Frühreise unglücklicherweise geführt hatte, und die Furcht vor dem ersten Schläge, den mich mein Stolz wie ein Brandmal scheuen machte. Er ist nie gefallen, aber ich habe unter der Erwartung dieser Mißhandlung und in dem Bestreben, ihr zu entgehn, mehr gelitten als viele meiner Kameraden unter den Schlägen, da für sie die Schläge nicht mehr bedeuteten als leichte auf dem Wege durch die Obstgartenhecke eingeweichte und beim ersten Apfel vergeßne Dornenrisse. Bunte Bilder aus der Heiligen Schrift, die uns unser alter Lehrer zeigte, eine Karte von Bayern, die er vor unsern staunenden Augen zeichnete, und einige Weihnachtslieder, die wir in der Schule sangen, sind die Gaben der Volksschule, die in mir damals schon ein leises Dankgefühl weckten. Die Gaben des Gymnasiums, die ich in meiner Knaben- und Jünglingszeit als Wohltaten empfand, sind fast ebenso rasch aufgezählt: die Bücher aus der Schülerbibliothek, von Christoph von Schmid's Eustachius bis zu Freytags Ahnen, die Aufgaben im Kartenzeichnen und der fakultative Zeichenunterricht, ein paar heiße Nachmittagstunden in Sexta, die durch Vorlesen ausgefüllt wurden, ein paar Cäsarstunden, in denen unser Ordinarius, ein Veteran des deutsch-französischen Krieges, bei Cäsars Schilderung der Germanen verweilend, den Stolz, Deutsche zu sein, in uns weckte und ansachte, ein paar Literaturstunden in Prima, in denen sich mir müdem, von religiösen Skrupeln heimgesuchtem, noch vom Verlust der Mutter frankem Jungen Paul Gerhards trostreiches Lied „Befiehl du deine Wege“ tief eingepägt hat — das ist alles.

Die glücklicherweise durch die Ferien unterbrochne Mühsal der täglichen Aufgaben, die nur für leichtsinnige oder unter günstigen Verhältnissen arbeitende Schüler nicht die Bewegung im Freien, den Genuß der Natur, die Ausbildung besondrer Anlagen ausschließt, die Angst vor den Probearbeiten, die Sorge um das „Aufsteigen“ bildeten den grauen Tag, den jene spärlichen Sonnenstrahlen nicht heiter machen konnten.

Aber die Literatur der Alten ist ja selbst eine Sonne, die Völkern und Zeiten Licht und Wärme spendet. Sollte es Gymnasiasten geben, in deren Leben kein Strahl von ihrem Scheine fällt?

Ja, es gibt viele Käuzchen, die die Glaukopis des Gymnasiums scheuen.

Ich werde jetzt erst allmählich der Schönheit der antiken Literatur bewußt. Nicht schlechte Lehrer, sondern der starre Zwang und die Energie, womit ich nach der Schulordnung in jungen Jahren zum Studium dieser Literatur und zugleich zur Aneignung realer Kenntnisse angehalten wurde, haben in mir eine Abneigung gegen die Werke der griechischen und der römischen Schriftsteller erzeugt, von der ich erst jetzt durch freiwillige Reisen im Lande der antiken Geister allmählich befreit werde. Die zu diesen Reisen nötigen Kenntnisse hätte ich mir am Gymnasium mindestens ebenso sicher erworben, wenn ich mit einer kleinen, weise gewählten, meinen jungen Jahren verständlichen Gruppe von Schriftstellern langsam vertraut gemacht worden wäre, wie durch die atemlose Heze durch antike, nur für Erwachsene bestimmte und genießbare Biographien, Generalstabswerke, Reisebeschreibungen, Gerichts- und Parlamentsreden, Epen, Oden und Dramen.

Daß die griechische Sprache schön ist, habe ich in der Schule, im Verkehr mit den Schulklassikern nie empfunden. Einen Schimmer ihrer Schönheit fing ich auf, als ich las, wie Frau Hadwig den Klosterschüler Burkard den Antiphon Thalassi ke potami, eulogite ton kyrion lehrte und Praxedis *Πόθεν, φίλη πέλεια, πόθεν, πόθεν πετώσαι*; sang. Aus dem Grau der Klassikerausgaben leuchtete mir dieser Schimmer nie auf. Wenn ich ruhig und ohne jede Voreingenommenheit gegen meine Lehrer, deren Fehler die Mängel der Schulordnung waren, und die auch mit gebundenen Händen mich reich beschenkten, die Eindrücke prüfe, die die Klassikerlektüre auf mich gemacht hat, so muß ich bitter die vergeudete Kraft bedauern, die gewissenhafte Lehrer an die Interpretation und wir Schüler — minder gewissenhaft und trotzdem übermäßig angestrengt — an das Abspulen des riesigen lateinischen und griechischen Wörterfadens unsrer Schullektüre wenden mußten.

Eine schwere Arbeitlast ruht auf den Schultern eines Schülers, der sich bemüht, den Anforderungen einer Mittelschule zu genügen. Erdrückend wird diese Last für einen jungen Menschen, dessen Arbeitskraft häusliche Sorgen lähmen. Man überschätzt die Verbreitung des Leichtsinns. Vielen Schülern fehlt er ganz. Und Sorgen, häusliche Sorgen hat jedes, auch das jüngste Herz, wenn es etwas zu lieben hat und lieben kann.

Als ich das schwierige Pensum der Untertertia zu bewältigen hatte, ging ich viele Winterwochen lang jeden Morgen zuerst in die Küche zur Bratröhre. Die diente unserm kranken Käzchen als Nachtquartier. Sie erhielt die karge Wärme, die das kurzlebige Herdfeuer ihr mitteilte, lange, und so wurde sie als Krankenstübchen für das wärmebedürftige Tier verwandt. Gebacken und gebraten wurde in ihr nicht. Die Sorge um die Kaze verließ mich auch in der Schule nicht. Aber der Ton der Schulglocke klang mir nicht so tröstlich und verheißungsvoll wie dem jungen Kazenfreunde Whittington das Geläute der Londoner Glocken, das ihn als den künftigen Lordmayor grüßte. Einen Teil der Schuld, daß ich nicht eben glänzend aus der vierten in die fünfte Klasse aufstieg, trug das rußige Aschenputtelchen.

Es lernt sich schwer, wenn man im Herzen die Sorge um ein Wesen trägt, das man liebt, auch wenn es nur eine Kaze ist. Es lernt sich schwer, wenn man in enger Gemeinschaft wohnend alle Sorgen der Eltern teilen muß, wenn man ihre Angst vor dem Zusammenbruche des Hauses, das sie sich gebaut haben, kennt, aus ihren Mienen und aus ihren Worten entnehmen kann, wie nah das Verderben ist, und dem Geschick nur durch immer stärkere Einschränkung aller Bedürfnisse, hungernd, frierend, passiven Widerstand zu leisten vermag. Es lernt sich am schwersten, wenn Krankheit im Gefolge der Not einzieht, und der Tod das junge Herz zum erstenmal beraubt. Eigentlich kann nur der Lehrer die Leistung eines Schülers richtig würdigen, der weiß, wo und unter welchen Verhältnissen der Schüler lernt. „Man denkt milde, ganz milde über mangelhafte Schularbeiten, wenn man in der Häuslichkeit des sie liefernden Kindes gewesen ist.“ Das ist ein gutes Wort der Lehrerin, die im laufenden Jahrgang der Grenzboten Erinnerungen und Erfahrungen veröffentlicht hat. Die Schulordnungen und mit ihnen viele Lehrer setzen voraus, daß der Schüler

fatt, mit allen Hilfsmitteln ausgestattet, ungestört, in einem hellen, warmen Raume, in hellen, von keiner Schicksalswolke verdunkelten Verhältnissen, mit hellen, nicht von Tränen getrübbten Augen und mit leichtem, von keiner Sorge beschwertem Herzen arbeiten kann.

Wie vielen Schülern ist diese Ruhe gegeben, die sich eigentlich nur hinter den das laute Leben abwehrenden Mauern der Konvikte, also unter unnatürlichen, an ein Treibhaus erinnernden Verhältnissen findet?

Noch ein Konflikt gefährdet oft junge Menschen auf dem Wege durch die Schule. Ein Schüler gerät auf das Abc einer Kunst und findet, daß er es leichter lernt als das der Fibel und der Grammatik. Wer kann ihn verurteilen, wenn er die Kraft, die er in sich fühlt, gern übt, mag sie auch schwach sein, zu schwach vielleicht, als daß er sich mit ihr sein Lebensschifflein zimmern könnte? Die Übung einer Fertigkeit, wozu der junge Mensch die Anlage in sich findet, ist für mehr Schüler, als man denkt, die sonnige, blumenspendende Wiese, auf die sie aus den Schatten, die vom Schulhause und nicht selten auch vom Elternhause auf ihre Jugend fallen, eine Art von Heliotropismus führt. Dann wird die Schule vernachlässigt, das schlecht Gelernte hemmt den Schritt und nötigt den Schüler zum Verlassen einer Bahn, auf der er ohne das störende Talent sein Ziel erreicht hätte. Oder er zwingt sich der Schule zu genügen und labt sich zugleich an den Früchten des Schaffens, die ihn seine besondere Anlage pflücken heißt. Dann zahlt er unter Umständen mit seiner Gesundheit einen allzu hohen Preis für das, was die Schule bietet. Oder er sieht in seinen Lehrern seine natürlichen Feinde, nimmt den Kampf mit ihnen auf und wird verbittert, hart und roh.

Durch den Verlagskatalog Albert Langens, des Verlegers des *Simplicissimus*, habe ich Einblicke in das Verhältnis zwischen den Autoren dieses Verlages und den Mittelschulen gewonnen. Ich bin ein abgesetzter Feind des *Simplicissimus*. Aber die Schriftsteller, die dieses Blatt schaffen, sind immerhin zum großen Teil Bildungsprodukte deutscher Mittelschulen und begabte, sogar geistreiche Menschen. Man darf also annehmen, daß aus ihrem Urteil nicht nur ihre Verfehlungen gegen die Schule, sondern auch die Verfehlungen der Schule gegen sie, gegen begabte Schüler festgestellt werden können. Da klagt, höhnt und flucht Leo Berg: „Meine Lehrer haben nie etwas von mir gehalten. Einer, der mich gar nicht leiden mochte, prophezeite mir einmal: aus dir wird doch nichts Gesehtes. Du wirst entweder mal Rechtsanwalt oder Schriftsteller. Da zog ich es vor, Schriftsteller zu werden. Trotzdem gibt mir meine Schulzeit keine Veranlassung, am lieben Gott zu verzweifeln. Er hat mich stets an meinen Lehrern gerochen: zwei sind wahnsinnig geworden, einer ist in der Besoffenheit eine Kellertreppe heruntergefallen und hat sich das Genick gebrochen, und von den andern hoffe ich, daß ihnen ihre Frauen Hörner aufgesetzt haben.“ Das ist allerdings semitischer Haß, die Fluchkunst des Orientalen hat diese Sätze geformt. Otto Erich Hartleben beichtet: „Ich liebte ihn sehr, meinen Onkel R. (Gymnasialdirektor in S.), und obwohl sein Verständnis für das, was meiner individuellen Ausbildung Not getan hätte, so weit reichte, daß er z. B. meine Bitte um besonderen Musikunterricht mit der Motivierung

ablehnte, ich wies zu große Lücken in der Mathematik auf, ist er doch der einzige von all den vielen, die in diesem Leben den vergeblichen Versuch gemacht haben, mich zu erziehen, mit dem ich heute noch in freundlichem Einvernehmen stehe — trotzdem konnt' ich es nicht unterlassen, ihn bei Gelegenheit eines etwas (?) ausgefallenen Aufsatzthemas in aller Harmlosigkeit zu parodieren, zu »veralbern«, wie man in Sachsen sagt. Das schickte sich natürlich nicht — weder für den Tertianer seinem Direktor gegenüber, noch für den Pensionär seinem Onkel gegenüber, und so flog ich denn heraus aus der Stadt der Ribizeier. Ich bekam einen ehrenvollen Ruf an das Gymnasium in Celle.“ Daß er dort erst mit dem Abiturientenzeugnis „herausflog,“ glaubt er der Rücksicht auf die amtliche Stellung eines andern Onkels zu verdanken, der ihn damals „dirigierte.“ Er fügt hinzu: „Ja, mein Gott, heute lacht man über seine Schülerschicksale, aber im Grunde war es gar nicht zum Lachen —: wie isoliert, wie verbittert, wie hart und kalt ist man damals geworden.“ Korfiz Holms Schulgeschichte ist kurz: „In der Schule (zu Riga) galt ich für einen Musterknaben, bis ich mit zwölf Jahren zu dichten anfing. Seitdem liebten mich meine Lehrer nicht mehr, und ich wurde auf die Weise mit der Zeit ein recht alter Gymnasiast. 1892 verließ ich Rußland und bestand erst 1894 in Lübeck mit Ach und Krach mein Abiturientenexamen.“ Wolf Graf von Baudissin erzählt lachend: „Die schönen Spieljahre gingen vorüber, und als ich eines Morgens erwachte, mußte ich zum ersten Male zur Schule gehen. Den Schrecken vergesse ich mein Lebtag nicht! Ich war kein schlechterer Schüler als viele andere, aber trotzdem blieb ich schon in Quarta zum ersten, aber leider nicht zum letzten Male in meinem Leben sitzen. Und warum ich sitzen blieb? Mein Klassenlehrer, der zugleich auch in der Mädchenschule Unterricht gab, fand in der Manteltasche meiner jüngsten Schwester einen Liebesbrief von meiner zarten Hand, der leider nicht an meine Schwester, sondern an eine ihrer Schulfreundinnen gerichtet war. Damals wollte ich für das kleine Mädchen sterben, während ich dieses schreibe, zerbreche ich mir vergebens darüber den Kopf, wie sie hieß. So sind wir Männer! Dieser Liebesbrief, übrigens auch nicht der letzte meines Lebens, war eine Jugenddummheit, aber sie kostete mich ein Jahr meines Lebens, denn die Schulzeit ist für mich selbst in der Erinnerung der Schrecken aller Schrecken. Lediglich um dem Schulzwang sobald als möglich zu entfliehen, entschloß ich mich, Offizier zu werden, und zog als Unterprimaner den Fährnißrock an.“ Klarer, ernster und ernster zu nehmen ist der Bericht von Dr. Ludwig Thoma über seine Schulzeit: „— meine Eltern lehrten mich frühzeitig lesen und schreiben, wozu sie in den langen einsamen Wintern Mühe genug fanden. Einem lebhaften Jungen, der im Walde aufgewachsen war, konnte der Schulzwang nicht gefallen. Und ich habe auch meinen Lehrern keineswegs Liebe entgegengebracht; zuerst galten sie mir als Störenfriede, und später stieß mich ihr trockenes Wesen ab. Sie haben meinen Mangel an Ehrfurcht und meine Freude am Nebensächlichen stets gerügt, und erst nach manchen Fährlichkeiten konnte ich das humanistische Gymnasium absolvieren. Das war 1886.“

So malt sich die Schule in den Köpfen dieser noch jungen Männer,

denen man Pietät und Feinheit des Empfindens, sittliche und künstlerische Gewissenhaftigkeit, aber nicht dichterische Begabung und Schärfe des Verstandes absprechen kann. Der jugendliche Freiheitsdrang ist bei den einen, die Frohnatur bei andern, die Lust zu fabulieren bei den meisten durch den Ernst und den Zwang der Schule verletzt worden. Obwohl keiner von ihnen in seiner Jugend auch „beim Elend in die Schule ging,“ sind sie einig in der Beurteilung des Gymnasiums. Viel tiefer als diese immerhin wehrhaften Naturen werden fein empfindende junge Leute, die wie jene mit künstlerischen und literarischen Neigungen „behaftet“ sind, durch die Schule geschädigt. Ihnen nimmt sie die Sonne aus der Jugend, wenn sie nicht ein freundliches Geschick in eine Unterrichtsanstalt führt, wo die geringe Schülerzahl den Lehrern erlaubt, die Art jedes ihrer Schüler zu ergründen und zu berücksichtigen. Sie gehn zugrunde, wenn nicht weise und wohlhabende Eltern sie durch Ordnung ihrer Tätigkeit, Ausbildung ihrer Arbeitskraft und sorgfältige Pflege ihres Körpers in dem Konflikte zwischen den strengen Forderungen der Schule und der Sehnsucht nach freudiger Betätigung ihrer besondern Anlagen unterstützen.

Die höhere Schule greift mit großem Selbstbewußtsein tief in das Leben des jungen Menschen und der Familie ein. Die Pflicht, die sie mit diesem Eingriff auf sich nimmt, den Schüler allseitig zu bilden und an Geist und Körper gekräftigt auf die Heerstraße des Lebens zu stellen, erfüllt sie nicht. Indem sie ihre wahre Aufgabe, durch ein wohl erwogenes *multum* die ihr anvertraute Jugend zu bilden und zu erziehen, vergißt und ein Vielerlei von Kenntnissen dem jungen Geiste für das Leben mitzugeben versucht, schädigt sie die Jugend an Leib und Seele. Ein körperlich schwacher Schüler wird in ihrem Banne im besten Falle nicht kräftiger. Die Regel wird sein, daß er unter dem stetigen Zwange zu freudloser Arbeit, der auch starke Naturen schädigt, und unter der sich immer wieder erneuernden Furcht vor Probearbeiten unersehliche Verluste an Nervenkraft erleidet. Ein anderer, dessen schwacher Wille die trägen Glieder seines gesunden Körpers nicht zu meistern vermag, wird diese Fähigkeit auch nach seinem Abgang von der Schule entbehren. Ein ängstlicher Junge, der das Schulgesetz, das Selbsthilfe streng unterzagt, zu seinem Schaden gern befolgt, wird sich schwerlich Hektor oder Achill zum Helden wählen, „dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet,“ sondern als Feigling die Schule verlassen. Alle aber, der Schwache, der Träge und der Feige, werden eine Gabe der Polyhistorenschule mit ihren ohne das Verdienst der Schule an Körper und Geist besser geratnen Kameraden gemein haben: den Wahn, durch den dürftigen Niederschlag der *multa*, womit ihr Geist auf der Schule gequält worden ist, zu einer scharfen Kritik aller Personen, Einrichtungen und Werke, die vor ihre jungen Augen treten, berechtigt und berufen zu sein.

Dieser durch die Schule multiplizierte Charakterfehler wird im Bunde mit den andern durch die Schule erzeugten oder nicht bekämpften oder gesteigerten Schäden, die ich angedeutet habe, der Nährboden der Heeresfeinde. Die Heereskritik, die heutzutage von gebildeten Laien geübt und von den gebildeten Ständen des deutschen Volks genossen wird, zeigt das Vorhandensein dieser Krankheit an und verbreitet sie zugleich weiter.

Ein Volk, das sich seiner Wehrkraft bewußt ist und sich ihrer freut, kann nicht fürchten, daß äußerlichkeiten wie die Uniformänderungen den Wert seines Heeres mindern, und kann sich der Kritik, die am Heere geübt wird, nicht freuen. Das Gedeihen des *Simplicissimus* und die riesigen Auflagezahlen gewisser Militärromane setzen voraus, daß sich viele Deutsche der Schmähungen freuen, womit jenes Blatt und die mit ihm verbundene Gruppe heerescheuer Schriftsteller das Heer überhäufen. Die Freude an der Verspottung des Heeres hat eine tiefe Abneigung gegen das Heer zur Voraussetzung. Diese Abneigung wurzelt in der Scheu, die ein großer Teil der im neuen Reiche gebornen Deutschen vor der Wehrpflicht empfindet, und in der Unlust, womit sie dieser Pflicht genügen. Korfiz Holm, den ich schon genannt habe, erzählt: „Von 1895 bis 1896 diente ich in München mein Jahr ab und brachte es merkwürdigerweise zum Gefreiten. Beim Abschied verließ man mir das Recht, mich durch Ableistung einer besondern Übung C nachträglich zum Reserveoffizier zu qualifizieren. Dies tat ich nicht, sondern siedelte direkt aus der Kaserne in das Bureau des *Simplicissimus*-verlegers Albert Langen über.“ Mag er nun als moderner Ästheten dem Waffendienste abgeneigt sein oder im Heere als Kosmopolit den stärksten Ausdruck der nationalen Art, als Friedensfreund die Vorbereitung für den Krieg, als Gegner der Monarchie die stärkste Stütze des monarchischen Staats hassen, sicher rechnete er auf Verständnis für sein Verhalten und auf Zustimmung, und sicher hat er Verständnis und Zustimmung gefunden. Franz Adam Beyerlein beichtet: „Ich komme mir — hier in Karlsbad — oft wie ein ganz kleines Kind vor. Somit hätt' ich Gelegenheit, mein Leben noch einmal von vorn anzufangen. Oder vielmehr ein anderes, besseres. Leider würde mir aber wohl nicht zu helfen sein; ich würde wieder nicht Staatsanwalt werden und sogar dieselbe Frau zum zweiten Mal nehmen. Nur vor dem Dienen im deutschen Heere hätt' ich recht bange.“ Warum er bange hätte, verschweigt er. Sollte er glauben, die Antwort auf diese Frage in seinen Militärromanen und in seinem Militärdrama gegeben zu haben? Vor dem Dienst in einem Heere, das ihm die Modelle für den Hauptmann von Wegstetten, den Leutnant Reimers, den Oberst von Falkenheim, den Oberleutnant Günst, den Rittmeister von Bannewitz, den Leutnant von Höwen geliefert hat, braucht es ihm doch nicht bange zu sein. Was fehlt diesen Offizieridealen, soweit sie nicht von den Landsleuten in der Heimat kaum beachtet, fern in Afrika kämpfen und fallen, als die Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu bewähren? Sind sie nicht vornehm in der Gefinnung, tadellos im Handeln? Sollte es nicht auch für einen feinbesaiteten Dichter möglich sein, unter ihrer Führung ein Jahr lang den Dienst im deutschen Heere zu ertragen? Seume fand in hessischen und in preussischen Regimentern Tellheime, die für ihn die Härten des Systems milderten. Daß es im deutschen Heere immer noch Tellheime in Fülle gibt, davon überzeugen Beyerleins Werke den ängstlichsten Szeptiker.

(Schluß folgt)

